**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

**Band:** 44 (1940-1941)

**Heft:** 18

Artikel: Bilder aus dem HD

Autor: Steenken, Edouard H.

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-670987

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

### Bilder aus dem HD.

Antunft.

Der Marschbefehl ruht in der Brieftasche. Er begleitet mich. Er reißt manchen mit seinem lakonischen Schriftsak, hinter dem doch die ganze Autorität der Armee steht, aus einer jahrelangen geordneten Tätigkeit. Er ist gleichsam der kleine Finger der Armee, die dich bald, du wirst es früh genug erfahren, ganz im Arme hat. Beileibe nicht wie einen Säugling, eher wie einen harten, gerechten Kameraden, der vieles aus einer unergründlichen Neigung heraus von dir verlangt und nichts verzeiht.

Wie rasch hat mich der Zug der Metropole entführt!

Raum hat man noch einmal im Seiste das Innere des Koffers oder Ruchacks durchmustert, da laufen schon braune Pappeln nebenher durch die Landschaft, schlägt ein kleiner Weiher sein überglänztes Auge auf, und weit, an einem langen Handstraßen und kleinen Baumbeständen, grüßen aus hellen, grünen Wiesen blasse lisa und rote Häuserwürfel moderner Siedlungen. An irgendeiner Station steigen wir um. Ich bin nicht mehr allein. Sine Schar junger Männer mit Koffern und Decken bepackt, erklimmt mit mir das kleine, dunkelgrüne Bähnlein, das sich gleich darauf unter furchtbarem Schütteln in Bewegung setzt.

Wieder mahlt der Luftstrom an den Scheiben. Jeden Tag, denke ich, fahren tausend solcher Züge durchs Land. Wieviel Schicksal, wie manches helle und dunkle Leben tragen sie zu neuen Stationen und Entscheidungen hinaus! Jeht aber grüßen die Augen Landschaft in ihrer ganzen Einfalt und Sröße: Acer, frisch gepflügte und bräunlich glänzende, ferne Wälder, Wolken darüber, die in weißer Schöne durch den Ather segeln. Ach, bald blühen die Hänge.

Immer mehr Soldaten steigen ein. Man merkt es ihnen an, daß sie nicht erst seit gestern den Rock tragen. In Blick und Sebärde verrät sich manches Erlebte und gemeinsam Sewonnene. Sie stopfen die Pfeise, als wollten sie sagen: Wir haben es hingenommen, unser Einverständnis war auch dabei, wir tragen es nun in Sleichmütigkeit und Seduld, was von uns verlangt wird. Schließlich geht es um die höchsten Dinge, aber darüber reden wir nicht.

Dier und da hockt, den Koffer oder eine Schachtel auf den Knien, ein fragender blaffer Zivilift

dazwischen. Als der Kondukteur schaukelnd durch die Reihen kommt, wird es offenbar: die Zivilisten im Wagen sind ausnahmslos frisch eingezogene Hilfsdienster, Schicksalsgenossen, der orangene Schein legitimiert sie. Vorsichtige Sespräche flattern auf (es stellt sich heraus, daß keiner etwas Senaues weiß), die Soldaten lachen breit und dröhnend, einer klatscht auf seine Värenschenkel und sieht uns an wie der Herr Voktor den Patienten.

Von unserer Seite werden die phantastischsten Kombinationen gewagt: das Militär brauche neue Telegraphisten und Minensucher, schon in wenigen Tagen würden wir in den feldgrauen Köcken stecken und solange der Krieg laufe, kaum semals Aussicht auf Entlassung haben.

Die Goldaten sind forglos. Einige summen und pfeifen ein paar Takte. Sie waren für ein paar Tage bei ihren Frauen daheim. Man sieht es ihnen an, daß sie es gut hatten. Einer schält mit größter Aufmerksamkeit ein gekochtes Gi. Die Pfeifer sind nicht mehr allein, einer zerrt an seinem Kragen, und plötslich sind drei wie auf ein geheimes Einverständnis im innigften Singen begriffen. Schließlich holt ein anderer noch, mit einem komischen roten Spithart und einer ungewöhnlich großen Nase, seine Ziehharmonika aus dem Sepäcknetz hervor. Ziehende, breite Afforde füllen den Raum. Mit Lieblichkeit und einem Quentchen Schwermut. Schließlich singt der halbe Bug. Go fahren wir ein in eine Ortschaft, die uns aus mancher Rehre und Kurve in der Tiefe wie ein frisch aufbewahrtes mittelalterliches Bild schon einige Male gegrüßt hatte.

Aussteigen! Für uns End- und Beginnstation zugleich. Wir haben uns im Hause des Stabes, einem romantischen Sitz, zu melden. "Wir Hilfsbienstler" sind inzwischen ein ganz ansehnliches Trüppchen geworden. Die Instruktion, die uns ein junger, energischer Unteroffizier erteilt, ist knapp und lakonisch. Wir haben das Quartier zu suchen und zu beziehen und uns zu einer bestimmten Stunde am Nachmittag wieder einzusinden. Das Häuslein Hilfsdienstler verschwindet später auf die verschiedensten Büros, es wird fast unsichtbar, und nur zur gemeinsamen Essenszeit grüßen sich ein paar bekannte Gesichter wieder. Es bleibt, bei aller Eile, eine halbe Stunde für einen Sang durch die Stadt.

Sie ift eng gebaut, mit fleinen, elegischen Gaß-

chen, mit braunen und geschwärzten Siebeln und verlassenen, hohen und ernsten Speichern. Kindergeschrei trifft hier und da das Ohr. In der Tiefe, irgendwo, rauscht ein Fluß. Dies Nauschen ist zwar eminent. Es hüllt das kleine Städtchen ein wie eine gewaltige schöne Naturmusik. Ja, diese Städtchen hat es mir angetan. Es ist jenes, von dem in unzähligen Soldatenliedern die Nede ist. Unter kunstvollen Wirtshausschildern stehen weißhaarige Frauen in roten und blauen Schürzen und erzählen sich die Stadtgeheimnisse.

Türme ragen mit funkelnden Spizen, über allem steht wie in einem Märchenbuch der gewaltige Himmel. Ücker klettern zum Fluß hinab, der schimmernd weiterzieht. Auf der andern Seite glänzen in blassem Sold die Stämme einer Sägerei in der Sonne.

### Dienft.

Er hat uns, winzige Glieder in einer geheimnisreichen Ordnung, ganz mit Beschlag belegt. Mit der herrlichen, individuellen Freizügigkeit hat es vorläufig ein Ende. Erinnere dich, daß Dienst wahrscheinlich von Dienen kommt. Dieses vorbehaltlose, absolute Dienen muß mancher erlernen. Welche erlernen es nie und gehen mit geschwollenem Kopf wieder heim. Wie manchem erscheint diese oder sene Handhabung, dieser oder sener geschriebene Beschl sinnlos. Da schwingt versteckte und vorlaute Kritik gleich obenaus: dieses könnte man doch so, senes so machen. Das sei, beim Eid, doch klar.

Die unteren regulären Dienstgrade (vom Korporal bis zum Feldweibel), die auch im Stab Dienst tun, sagen da vorläusig kein Wort. Sie lächeln weise und sind baß erstaunt über das Maß von unnüßer Aufregung. Einer meint sarkastisch: "Thr müßt euch eure verdammte suchsichlaue zivile Logik abgewöhnen. Hier herrscht eine andere Logik und Psychologie. Jahrhundertalte (wenn nicht jahrtausendalte) militärische Sesehe und Sebräuche (oder wenigstens rudimentäre Reste dieser Dinge) sind da so oder so noch wirksam, neben supermodernsten Einrichtungen und Taktiken."

Für den Hilfsdienstler geht es da eine Weile, bis er Klarheit und Sicht gewinnt. Ich bin der Telephonzentrale zugewiesen. Sie liegt irgendwo in der Tiefe des Hauses. Ein schmucker Sefreiter, mit rosigen Bäcklein und dichten schwarzen Haaren, ist der Chef dieser Einrichtung. Vor eine Flucht sinnreicher Hebelchen, Klappen und bunt umrandeter Felder gestellt, wird mancher noch so

Seschickte und Spitfindige nervös. Zumal es Pardon und Verzeihung nicht gibt.

Fehlverbindungen und Folgen rätselhafter Unterbrechungen wären in den ersten Tagen an der Ordnung, erginge sich der Chef nicht, drohend wie Rübezahl, im Rücken der aufgeregt Manipulierenden auf und ab. Sein Organ dröhnt, seine Backen laufen kupferrot an: er hat soviel Ungeschicktheit von "intelligenten" Leuten noch nicht erlebt. Aber hinter den Flüchen wohnt doch das Herz des Kameraden. Nur zeigt es sich selten und dann auch nur unter einem leisen Poltern. Lebt wie ein rosiges Fruchtfleisch in harter, rissiger Schale. Wir stöpseln und verbinden einige Tage, bis die Finger nicht mehr zittern, die Hand den Apparat bedient, sichere Teilfunktion im Getriebe des Ganzen wird. Aus dem Buchhalter N., dem Goldschmied J., dem jungen Doktor der Nationalökonomie werden halbwegs militärische Telephonisten. Thre Rufe und Meldungen runden sich, werden knapp, beschränken sich auf das Notwendigste, die Hände flattern nicht mehr wie aufgescheuchte Vögel hin und her.

Jetzt erst hat der Geist (der ewig schweisende) Zeit, sich zu lösen, die Umwelt zu erobern, und was ist das für eine Umwelt!

Ein Haus, das hallt von Schritten, Stiefeln und Rufen! Das in jedem Stock über eine Reihe von Büros verfügt. Irgendwo in einer dieser notdürftig hergerichteten Räumlichkeiten residiert der Oberst, die Spitze der Brigade und des Stabes.

Aber alle Verbindungen nach außen und alle nach innen gehen durch uns, sammeln sich in der Telephonzentrale wie in einem Spektrum, um sich gleich darauf nach allen Himmelsrichtungen zu verteilen. Ferne Bunker, einsame Wachen melden sich, der Pferdearzt einer Schwadron, der Hauptmann irgendeines Bewachungsdienstes. Sie empfangen von hier ihre entscheidenden Vefehle. Das gesprochene, imperative Wert löst Vewegung und Attacke aus.

Nachts bezieht ein sorgfältig geschulter Soldat die "Zentrale".

Die Kuppellampe, abgeschirmt, brennt fort. Die Schnarrer sind jetzt auf ein durchdringendes Klingelsignal eingestellt. Grenzverletzungen erreichen innert weniger Sekunden das Nervensstem der Brigade. Da ist die Verantwortung des nächtlich Wachenden groß. Sie läßt ihn kaum einen wirklich entspannenden Schlaf finden. Und während dieser unbekannte Soldat seiner nächtlichen Pflicht genügt, geht draußen der Schritt

der Wache auf und ab, hier, unten am Fluß, im nächsten Dorf, unter den Sternen.

Patrouillen pirschen sich durch schwarzen Grenzwald, in verqualmten Hütten bereiten sich die Ablösungen vor.

Die Schweiz wacht! —

## Rollegen und allerlei Schabernad.

Rollegen gibt es gute und schlechte, da ist der Dienst ein großartiger Gradmesser. Besser würde es heißen: Rameraden, aber wir sind trot allem noch keine Soldaten. Die Haut des früheren Nur-Zivilisten ist merkwürdig konservativ. Es geht eine Weile, bis sie sich löst und, wenn kein Spisbube und Halunke, der Ramerad erscheint.

Einer glaubt mit einer großzügigen, aalglatten Freundlichkeit alles bagatellisieren zu können. Er ist Verkäufer in einem Teppichgeschäft. Es sehlt nicht viel, und er würde auch hier Teppiche verkaufen. Er dankt am Telephon hinten und vorn und glaubt sich irgend "da oben" Lorbeeren zu verdienen. Bis er höhern Orts ziemlich drastisch erfahren muß, daß er endlich einmal diese "Allüren" abzulegen und sich militärischer Knappheit zu bedienen habe.

Ein anderer, mit dem koketten Namen Sarcon, erstarrt in Respekt vor sedem Korpis und Wachtmeister. Thm steckt eine unerklärliche Furcht vor dem Militär in den Knochen. Seine Augen schließen sich fast vor Demut, wenn er gerusen wird. Natürlich wird ihm sede mögliche und unmögliche Arbeit aufgebürdet. Da er immer wieder ins Blickfeld der Offiziere tritt, wird sein Name und er selbst bekannt wie ein bunter Hund. Was man mit Hunden macht, weiß man sa. Sie haben zu rennen. Unter Männergemeinschaften blüht unter andern schönen Dingen auch das beißende Pflänzchen Spott. Sarcon muß es kennen lernen.

Gerade taucht er schwitzenden Angesichts mit längst verjährten Aften aus dem Keller. "Garcon!" ruft es aus allen Eden, "Telephon, Fernruf!"

Sarcon fliegt, stürzt an den Apparat. Keiner will sich den Senuß entgehen lassen, sogar ein Korpis und einige längst Dienstfreie sind in der Zentrale und beschäftigen sich merkwürdig intensiv mit irgendwelchen Aktenbundeln.

"Ja, hier Hilfsdienst-Goldat Garcon!" Die Stimme floriert in Demut. Es meldet sich ein gewichtiges Büro aus der Nähe des Generalstabes und gleich darauf ein schneidiger Majorsjargon, daß der Hörer wackelt.

Garcon muß sich stüten.

Das Büro verlangt seinen sofortigen Abmarsch "per Landstraße" nach Genf. "Der Tornister muß mindestens 40 Kilogramm wiegen und ist beim Wachtmeister in Empfang zu nehmen. Kertig!"

Sarcon stottert noch einige Male "Zu Befehl, Herr Major", und hängt ab. Er ist kalkweiß.

"Was kann ich nur verbrochen haben?" fragt er uns mit erstarrten Pupillen. Doch alles ist buchstäblich mit der Rase in den Akten vertieft.

Sarcon rennt nach Hause, packt seine Sieben-sachen, meldet sich mit schlotternden Knien beim Wachtmeister. Doch, o Schreck, der ist nicht da, was neue Angstausbrüche zur Folge hat. Schließlich landet er wieder mit einer sibirischen Pelzmütze auf dem Kopf und einem dicken, karierten Wollschal um den Hals, auf der "Zentrale".

Jetzt kann keiner mehr an sich halten. Ein wieherndes Gelächter bricht los, unter dem der arme Sarcon ganz entgeistert zusammenbricht.

# Beit und Ewigfeit.

Ein Tag nach dem andern sinkt ins Strombett der Vergangenheit. Die Sewöhnung taucht schließlich alles in ihre graue Farbe. Der Dienst nimmt seinen Fortgang. Jeder Handgriff wird vertraut, Stunde um Stunde verrinnt. Die Urlaubstermine rücken näher. Neue Sesichter tauchen auf, alte verschwinden.

Der Herr Oberst besiehlt morgens seinen Wagen. Der Offizierskoch entpuppt sich als leidenschaftlicher Bildhauer. Endlose Folgen von Tagesbesehlen entringen sich der Schreibmaschine. Gelächter flattert auf. Die Tannen senseits des Flusses rauschen in einem neuen Grün. Ein Oberleutnant des Stabes bricht sich bei einem heftigen Ritt ein Bein, ein Soldat stirbt plötzlich im Dienst, der Hauptmann ordnet ein Militärbegräbnis an. Sine kleine, liebe, rotblonde Frau umschließt ihren Mann, der bei uns Dienst tut, vor den Augen der Wache mit beiden Armen so innig, so lieb, als käme er aus Amerika zurück.

Der Frühling meldet sich an. Vor dem Fenster des Nachrichtenoffiziers schluchzt eine Amsel. Neues Militär rückt ein, in den Kneipen wird gesungen, ein Hilfsdienstler meldet von irgendwoher seine Verheiratung.

Eine neue Wache schreitet unten auf der Brücke auf und ab.

Hier schäumt der Fluß, das Rauschen erstickt fast seden Laut. Ja der Fluß, er ist älter als die Häuser dort, älter als alle Menschen zusammengenommen, älter als das Geschehen der letzten Jahre und des gestrigen Tages. Er wird noch

rauschen und donnern, wenn all dieses, Arieg, Heroismus, Kühnheit, Feigheit und Meuterei, das Leid des einzelnen (das verborgene) und viel großes, prächtiges Schickfal längst vergangen und untergetaucht ist in den tiefen Schacht der gelebten und erfüllten Dinge.

Edouard S. Steenfen.

# Rose=Marie.

Von S. A. Stadelmann.

Sie waren ein Jahr verheiratet, ein glückliches Jahr! "Es wird mit jedem Tage schöner," dachte Rose-Marie, als sie am Fensterplatz saß. Sie saß immer da an dem sonnigen Fenster, wenn er daneben an seinem Schreibtisch arbeitete— in dem kleinen Schaukelstuhl vor dem Nähtisch aus ihrer Mädchenzeit.

Wie liebkofend glitten ihre Finger über die kleinen Sächelchen, an denen sie so eifrig stichelte. Ihr Blick ging in die glückliche Vergangenheit

und weiter in die glückliche Zukunft.

Wie fleißig er heut' war! Sie stand auf und trat zu ihm. "Kannst du nicht aufhören, Fritz, du weißt, was der Arzt noch gestern dir sagte," und ein Schatten flog über ihre sonnigen Augen. "Stör mich nicht, Liebling, nicht jetzt, ich muß die Arbeit heut noch an die Redaktion abliefern. Ein paar Minuten noch, dann bin ich nur für dich da."

Beim letten Abendsonnenschein gingen zwei glückliche Menschen am Ufer des Sees entlang, die letten Sonnenstrahlen lagen vergoldet auf dem stillen Wasser. "Wie ist die Welt schön — mit dir Fritz," sagte leise Rose-Marie. "Als du frank warst, neulich — da war's, als sei die Sonne am hellen Tag verschwunden!" —

Und Rose-Marie saß wieder am Fenster und

wiegte eine kleine Rose in ihren Armen.

Dann kamen schwere Tage, müde schlich die Zeit dahin — lange, lange Wochen. Rose-Marie wachte Tag und Nacht, lange, bange Nächte. — Da lag ihr Liebstes und rang mit dem Tode. Ein altes Leiden, längst überwunden geglaubt, war von neuem bei ihm ausgebrochen mit schweren Shmptomen. Das Fieber stieg höher und höher. Sie nahm seine Hände in ihre Hände — seine heißen — fiebernden Kände, dann wurden sie ruhiger. Der Doktor kam, der alte, ernste

Mann mit den großen, ruhigen Augen. "Es geht besser heut", sagte leise Rose-Marie, und er nickte. Er konnte ihr die Hoffnung nicht nehmen — noch nicht. Er ging nur ernster davon, als er gekommen.

Und Rose-Marie — sie wachte weiter und betete weiter, heiß, inbrünstig, verlangend, sie rang mit Sott um ihr Liebstes. Das konnte Sott ja nicht wollen, nein — das nicht! Er war so jung, er würde über die Krankheit siegen — ganz gewiß, und sie würde ihn durchtragen auf betenden Händen.

Es war ihr Seburtstag heut, sie wußte es kaum, noch immer keine Wendung zum Bessern, keine Krisis. Sie nahm ihre Bibel zur Hand, der

Vater gab sie ihr am Hochzeitstage.

"Lies täglich darin, mein Kind" — so hatte er sie gebeten damals. Thr Blick siel auf das Wort in Sethsemane: "Richt mein, sondern dein Wille geschehe." — "Dein Wille" und wenn Sott es fordert, das Liebste herzugeben — Rose-Warie, kannst du das? — Es wurde dunkel vor ihren Augen, sie schwankte. —

Sie hatten ihn ihr genommen und hinausgetragen auf den stillen Friedhof. Dumpf und schwer läuteten die Slocken ihr Liebstes zu Grabe.

Sie war müde, o so müde! Warum nahmen sie sie nicht auch und legten sie zu ihm in die tühle Erde? Sie konnte ja nichts ohne ihn. Wozu dann noch leben? —

Da frähte ein kleines Stimmchen neben ihr, ein kleines hilfloses Stimmchen. Sie beugte sich herab — große Tropfen sielen langsam auf das kleine, schneeweiße Bettchen. Sie hob ihr Kind in die Höhe, es war ja auch sein Kind — und drückte es an sich, lange, lange. Dann wurde es still in ihr, ganz still — "für dich will ich leben, meine kleine Rose."

Steigen wir hinab in die Grundtiefen unseres persönlichen Gewissens und schaffen wir uns dort die wahre Heimat, so werden wir ohne Neid auf fremde Größe und ohne Fürcht in die Zukunft blicken können.